Cesare Pavese
Gedichte

Claassen

Cesare Pavese
GEDICHTE

übertragen und herausgegeben
von Urs Oberlin

Claassen

35 295/63

Die Gedichte bis zur Seite 43 (Vaterschaft) entstammen dem Band »Lavorare stanca«, die übrigen acht Gedichte dem Band »Verrà la morte e avrà i tuoi occhi«

© Claassen Verlag GmbH, Hamburg, 1962
Diese Ausgabe bringt eine Auswahl aus den beiden Gedichtbänden »Lavorare stanca«
© 1958 by Giulio Einaudi, Turin
und »Verrà la morte e avrà i tuoi occhi«
© 1959 by Giulio Einaudi, Turin
Umschlagentwurf von Horst Walter
Gesetzt aus der Borgis Intertype-Walbaum
und gedruckt bei
Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege
Gebunden bei Ladstetter GmbH, Hamburg
Printed in Germany 1962

Wenn im folgenden die Übertragung von zweiunddreißig Gedichten aus einem vorliegenden Gesamtbestand von zweiundneunzig – das Buch ›Lavorare stanca‹ umfaßt zweiundsiebzig, das Buch ›Verrà la morte e avrà i tuoi occhi‹ deren zwanzig – geboten wird, so stellt sich die Frage, ob eine solche Auswahl berechtigt ist und nach welchen Gesichtspunkten sie erfolgte. Besteht ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten der beiden erwähnten Bücher, ist die Entwicklung oder Variation von Leitthemen spürbar? Oder liegt einigen ein geheimer, absichtlich verschlüsselter Leitgedanke zugrunde?

Den Aufzeichnungen in Cesare Paveses Tagebuch ›*Das Handwerk des Lebens*‹ läßt sich entnehmen, daß dies nicht zutrifft. So lesen wir unter dem Datum des 9. November 1935: ». . . Ich habe der Sammlung lyrischer Gedichte, die Anspruch darauf erhebt, ein Dichtwerk zu sein, dichterischen Gesamtwert schon abgesprochen, und doch denke ich immer daran, wie ich meine kleinen Gedichte ordnen, wodurch ich ihre Bedeutung erhöhen und vollständig machen könnte. Wieder scheint mir, ich tue nichts weiter, als Seelenzustände darlegen. Wieder fehlt mir, daß ich es sehen könnte, das Werturteil, die Nachprüfung der Welt. Gewiß ist, daß die genau berechnete Anordnung der Gedichte im Sammel-Dichtwerk nur einer rein dekorativen Freude entspricht, die beabsichtigt ist. Das heißt, etwa bei den Gedichten der Fleurs du mal: daß sie so oder so angeordnet sind, kann reizvoll und aufschlußreich, sogar auch kritisch bedeutungsvoll sein – mehr aber nicht.«

Es bleibt folglich nur die Frage nach den für eine so strenge und begrenzte Auswahl maßgebenden Gesichtspunkten offen. Diese ergeben sich aus der Struktur von Paveses Lyrik selbst und ihrer Eigenart.

In der Übertragung wurde darauf geachtet, daß innerhalb eines

Gedichtes die für Paveses Stil charakteristische Wiederholung eines Kristallisationswortes bzw. einer Metapher möglichst unverändert bestehen blieb. Das legte jedoch nahe, andere Texte, in denen dieselbe Metapher – oft recht bedenkenlos und requisitenhaft – verwendet wurde, nicht zu berücksichtigen, um eine störende und im Deutschen viel auffälligere Eintönigkeit zu vermeiden. So finden sich z. B. in der Sammlung ›Verrà la morte...‹ gewisse, stets wiederkehrende Wendungen (»sei come la terra, sei la terra e la vigna, sei come le voci della terra, sei la vita, sei la luce, tu sei terra, sei la vita e la morte . . .« usf.) Formeln, die um so mehr ins Gewicht fallen, als es sich um rhythmisch komponierte lyrische Kurzzeiler handelt.

In diesem Zusammenhang sei kurz auf weitere Schwierigkeiten grammatikalischer Natur hingewiesen, in selteneren Fällen auch auf – wahrscheinlich gewollte – Fahrlässigkeiten in Ausdruck und Formulierung, die nicht immer überwunden werden konnten und die Übertragung erschwerten. Man lese etwa die drei Anfangszeilen von ›*Il Dio-Caprone*‹:

»La campagna è un paese di verdi misteri
al ragazzo, che viene d'estate. La capra, che morde
certi fiori, *le* gonfia la pancia e bisogna che corra.«

oder man beachte, wie viele Gedichte der Sammlung ›Lavorare stanca‹ mit dem Bild des Hügels beginnend, stets auf das Wort zurückfallen, ohne daß die Notwendigkeit einzusehen wäre. Ähnliches ist über ›nudo‹ zu bemerken, ein Adjektiv, das mit spürbarer Befangenheit und zu wenig sparsam verwendet wird (z. B. in ›*Donne Appassionate*‹, Zeile 8: »quant'è nudo, del corpo«). Oft auch begegnen wir Sätzen von forcierter Primitivität, wie den folgenden in ›*Il Carettiere*‹, Zeilen 22–24:

»Anche i sacchi, nell'alba che indugia, scuotono

chi è disteso e li preme, con gli occhi al cielo
che si schiude – il ricordo si stringe ai sacchi.«,

welche die Frage aufwerfen, ob sie übertragen werden dürfen und können.
Zum Schluß sei an einem kurzen Beispiel demonstriert, welche Schwierigkeit sich aus Paveses Handhabung der tempora ergibt. Die Schlußzeilen von ›*Il Paradiso Sui Tetti*‹ lauten:

»Il ricordo sarà la vampa
che ancor ieri mordeva negli occhi spenti.«

Das Prädikat des Hauptsatzes steht im Futur, im Relativsatz vertritt »mordeva« die gestrige Situation, »occhi spenti« ist aber als gegenwärtiger Zustand aufzufassen.
Wenn hier einiges über die formal und künstlerisch fraglichen Stellen der Texte gesagt wurde, so wird deren Bedeutung und Eigenart dadurch in keiner Weise berührt, diese spricht für sich selbst. Gedichte wie ›*Die Nacht*‹, ›*Eine Generation*‹ oder ›*Die Stimme*‹ haben nicht ihresgleichen in der modernen italienischen Lyrik, und so mag es kein Zufall sein, daß eben sie einer Nachbildung in anderer Sprache den geringsten Widerstand entgegensetzen.
Abschließend sei mir erlaubt, meinen Freunden in Rom und vor allem Herrn Dr. Andri Peer, Winterthur, für ihre tätige Hilfe und Mitarbeit bei Aufklärung fraglicher Textstellen den herzlichsten Dank auszusprechen.

Urs Oberlin

An Monti

Eines Abends gehen wir in Stille
hügelan. Im Schatten des späten Tags.
Mein Vetter ist ein Riese in Weiß gekleidet,
ruhig schreitend, braun gebrannt das Gesicht,
schweigsam. Schweigen ist unsere Tugend.
Einer unserer Ahnen muß sehr einsam gewesen sein
– ein großer Mann unter Idioten oder ein armer Narr –
um die Seinen so viel Schweigen zu lehren.

Heutabend hat mein Vetter gesprochen. Er fragte mich,
ob ich mit ihm hinauf wolle: vom Gipfel aus sieht man
in den klaren Nächten den Schimmer des fernen
Leuchtturms von Turin. »Du, der in Turin wohnt . . .«,
sagte er, ». . . doch du hast recht. Fern von Daheim
soll das Leben gelebt sein: man genießt und läßt sich's gut gehn
und dann, wenn man zurückkehrt mit vierzig Jahren wie ich,
erscheint alles neu. Die Berge bleiben erhalten.«
All dies sagte er, doch nicht italienisch,
sondern in langsamer Mundart, die, wie die Steine
dieses Hügels so rauh ist, daß zwanzig Jahre
fremder Sprachen und Ozeane sie nicht zu brechen
vermochten. Im Steilhang
geht er mit jenem gesammelten Blick,
den ich als Kind schon an müden Bauern kannte.

Zwanzig Jahre trieb er sich durch die Welt.
Als ich noch Kind war, von Frauen getragen, brach er auf
und man sagte ihn tot. Später hörte ich Frauen
von ihm sprechen, wie im Märchen, manchmal;

aber die Männer, ernster, vergaßen ihn.
Eines Winters kam eine Karte für meinen Vater – er war schon tot –
die eine große graugrüne Marke trug mit Schiffen in einem Hafen
und gute Wünsche zur Weinlese. Das gab ein Staunen,
aber das Kind, schon etwas älter, erklärte eifrig,
die Karte komme von einer Insel, die Tasmanien heiße,
rings vom blausten, haifischdrohenden Meer umgeben,
im Stillen Ozean, südlich Australiens. Und es fügte hinzu,
daß der Vetter sicherlich Perlen fische. Und es löste die Marke ab.
Alle äußerten ihre Meinung, doch alle schlossen damit:
sei er noch nicht tot, so würd' er doch sterben.
Dann vergaßen sie's alle und es verging viel Zeit.
Oh, wie lang ist's her, daß ich Seeräuber von Malta spielte!

Wieviel Zeit ging hin und wieviel Leben, seit dem letzten Mal,
da ich hinab ins Bad stieg zu jener tödlichen Stelle
und einen Spielgefährten verfolgte einen Baum hinauf,
dem ich die schönen Äste brach, und einem Rivalen
den Kopf zerdrosch und selber verprügelt wurde!
Andre Tage, andere Spiele,
stärkere Wallung des Bluts, weniger faßbare Gegner:
Träume, Gedanken.
Unendliche Ängste lehrte die Stadt mich:
eine Volksmenge, eine Straße machten mich zittern,
manchmal auch ein Gedanke, vom Gesicht abgelesen.
In den Augen fühl ich das höhnische Licht noch
jener tausend Laternen überm großen Getrappel.

Als der Krieg aus war, kam mein Vetter zurück,
riesig, unter den wenigen. Und Geld hatte er.
Die Verwandten flüsterten: »In einem Jahre höchstens,
wenn er alles verzehrt hat, geht er wieder auf Walz.

So sterben die Unverbesserlichen.«
Mein Vetter hat ein entschlossenes Gesicht. Er kaufte
ein paar Räume zu ebener Erde, wo er eine Garage
aus Beton errichten ließ, davor eine gleißende Tanksäule für Benzin
und auf der Brücke nahe der Straßenkurve
eine gewaltige Reklametafel.
Bald stellte er einen Mechaniker an, das Geld einzuziehen,
selbst aber streifte er durch die Berge und rauchte. Inzwischen hatte
er geheiratet, im Dorf. Er nahm sich ein zartes
blondes Mädchen, ähnlich den fremden,
die er wohl früher draußen kennengelernt.
Aber noch ging er allein aus. Weiß gekleidet,
braun das Gesicht, die Hände verschränkt auf dem Rücken,
strich er des Morgens den Markt ab
und verhandelte mürrisch die Pferde. Später erklärte er mir,
als das Vorhaben mißlang, sein Plan sei gewesen,
alle Tiere dem Tal zu entziehn und die Leute zu zwingen,
seine Motoren zu kaufen. »Aber das dümmste Vieh«, sagte er,
»war ich selbst, das zu glauben. Hätt ich doch wissen sollen,
daß Ochs und Mensch hier dasselbe sind.«

Eine halbe Stunde und länger wandern wir. Der Gipfel ist nah,
ringsum wächst das Schwirren und Pfeifen des Windes.
Der Vetter hält plötzlich inne und wendet sich um: »Dieses Jahr
schreib ich aufs Aushängeschild: –
Sankt Stephan
war bei den Festen im Belbotal immer der erste – sie sollen's
nur weitererzählen, die von Canelli.« Darauf geht er weiter.
Duft von Erde und Wind umfängt uns im Dunkel,
einige Lichter in der Ferne: Gehöfte, Automobile,
kaum zu hören; und ich denke an die Kraft, die mir
diesen Mann zurückgab, ihn dem Meere entriß,
den fernen Ländern und dem dauernden Schweigen.

Von seinen Reisen spricht der Vetter nicht.
Trocken sagt er, daß er da gewesen und dort,
und denkt dabei an seine Motoren.
Ein Traum nur
blieb ihm im Blute: einmal, als Heizer
auf einem holländischen Schiff, begegnete er
dem Wal, und er sah schwere Sonnenharpunen im Flug,
sah Wale fliehn zwischen blutigen Schäumen,
sah Verfolgung, gebäumte Schwänze und Lanzenkampf.
Manchmal spricht er davon.
Doch wenn ich ihm sage,
daß er einer der Glücklichen ist, die das Morgenrot
über den schönsten Inseln der Erde sahen,
lächelt er bei der Erinnerung und antwortet, daß der Tag
schon alt war für sie, als die Sonne aufging.

AHNEN

Verwirrt von der Welt, kam ich in ein Alter,
da ich die Luft mit Fäusten schlug und ohne Grund weinte.
Das Gerede von Männern und Frauen zu hören
ohne Antwort zu wissen macht wenig Freude.
Doch auch die ging vorbei: ich bin nicht mehr allein
und weiß ich nicht Antwort, was liegt schon daran?
Ich fand mich selbst und damit auch Gefährten.

Vor meiner Geburt, so scheint mir, lebt' ich
immer in gleichmütigen Männern, Herren ihrer selbst,
keiner wußte Antwort und ruhig waren sie alle.
Zwei Schwäger eröffneten ein Geschäft – das erste Vermögen
unsrer Familie – ernst war der fremde Part,
berechnend, gefühllos, kleinlich: eine Frau.
Der andre, unserer, las im Geschäft Romane
– war häufig im Dorf – und der Kundschaft, die eintrat,
wurde wortkarg geantwortet,
daß der Zucker alle sei, das Sulfat desgleichen
und das übrige ausverkauft. Später geschah es,
daß dieser letzte dem verkrachten Schwager beistand.
Denk ich an diese Leute, fühl ich mich stärker,
so, als spreizte ich vor dem Spiegel die Schultern
und verzöge die Lippen feierlich zu einem Lächeln.
Lang vor Zeiten lebte ein Vorfahr,
der sich prellen ließ von seinem Pächter;
schließlich harkte er selbst den Weinberg – im Sommer –
um gute Arbeit zu sehn. So
lebte ich stets und immer behielt ich
sichere Miene und blieb keinem was schuldig.

Und die Frauen zählen nicht in der Familie.
Will sagen, die Frauen bleiben im Haus, sie bringen
uns zur Welt und sprechen und zählen
nichts und man vergißt sie.
Jede Frau mischt uns etwas Neues ins Blut,
doch alle gehn sie zu Grund bei der Arbeit, und wir,
die verjüngt draus hervorgehn, wir allein dauern.
Voller Laster sind wir, voller Schrullen und Ängste
– wir, die Männer, die Väter – einige haben
sich umgebracht, *eine* Schande allein hat uns nie getroffen:
niemals werden wir Frauen sein, nie eines andern Schatten.

Mit dem Gefährten fand ich auch Boden,
schlechten Boden, auf dem es ein Vorrecht ist,
nichts zu tun und ans Künftige zu denken.
Arbeit allein genügt weder mir noch den Meinen
und wir krepieren nicht dabei, doch der kühnste Traum meines Vaters
war von jeher ein rechtschaffenes Nichtstun.
Zum Vagieren sind wir geboren, auf jenen Hügeln,
ohne Frauen, die Hände verschränkt hinter dem Rücken.

GOTT-GEISSBOCK

Ein Reich voll grüner Geheimnisse ist das Land
dem Knaben, der im Sommer kommt. Die Geiß rupft
bestimmte Blumen, bläht sich den Bauch und muß laufen.
Wenn der Mann sich mit einem Mädchen vergnügt hat
– Haare haben sie da unten – bläht das Kleine den Bauch ihr.
Die weidenden Geißen fordern einander und grinsen,
doch im Dämmer schaut ein jeder über die Schultern zurück.
An der gewundenen Rinne im Boden
erkennen die Knaben, wann die Natter vorbeikam.
Aber niemand weiß, wenn sie im Gras schleicht.
Nur die Geißen stehn lüstig still
im Gras über ihr und lassen sie saugen.
Auch die Mädchen lassen lüstig sich greifen.

Bei Mondaufgang aber halten die Geißen
nicht mehr still, gewaltsam treibt man sie heim,
sonst geht der Bock hoch. Ein Sprung in die Wiese . . . und allen
Geißen schlitzt er den Bauch . . . fort ist er.
Heiße Mädchen kommen nachts allein in die Wälder
und wenn, ins Gras gestreckt, sie meckern, naht er.
Aber warte, im steigenden Mond geht er hoch und schlitzt
ihnen den Bauch. Und die Hündinnen bellen im Mond,
weil sie den springenden Bock dort oben
auf den Gipfeln wittern und den Blutdunst.
Und das Vieh in den Ställen schüttelt sich.
Nur die stärksten Bracken beißen am Strick,
doch befreit sich einer, rennt er dem Bock nach,
der aber spritzt und berauscht ihn mit einem Blut, röter als Feuer,
und dann tanzen sie alle aufrecht und heulen zum Monde.

Tags, wenn der Bracke zurückkehrt, geschunden und knurrig,
geben die Dörfler ihm mit Fußtritt die Hündin.
Und der Tochter, die abends umherstreicht, und
den Knaben, die heimkehren,
wenn es dunkelt – eine Ziege fehlt – verhaun sie den Rücken.
Frauen machen sie voll, die Bauern, verbrauchen sie ohne Rücksicht,
gehen aus bei Tag und bei Nacht und fürchten sich nicht,
auch unterm Mond zu harken und ein Queckenfeuer
im Dunkeln zu legen. Darum ist die Erde
auch so fettgrün und hat, wenn sie geharkt ist,
im Morgendämmer die Farbe verbrannter Gesichter. Zur Weinlese
geht man und ißt und singt. Man pflückt den Mais
und tanzt und trinkt. Mädchen hört man lachen,
weil einer vom Geißbock erzählt. In den Wäldern ganz oben
zwischen felsigen Hängen sahn ihn die Bauern,
wie die Geiß er suchte und die Stämme berannte.
Denn, weiß ein Tier nichts von Arbeit und wird es
nur zur Aufzucht gehalten, hat es den Drang zu zerstören.

DER SOHN DER WITWE

Alles ist möglich in der braunen Kneipe,
draußen kann ein klarer Sternhimmel sein,
jenseits von Herbstnebel und Weindunst.
Kann sein, daß vom Hügel herab die heiseren Lieder grölen
auf die verlassenen Tennen,
und daß unverhofft jene Frau zurückkehrt
unter dem Himmel von einst und sitzend den Tag erwartet.

Wieder würden sich die wortkargen Dörfler
zu ihr gesellen, mit hochgekrempelten Ärmeln
starr zur Erde gebeugt, und den Tag erwarten
und ihren matten Wink. Mit dem Grillenruf
mischte das Scheppern
des Wetzsteins sich auf dem Eisen und ein noch rauherer Seufzer.
Schweigen würde der Wind und das Gewisper der Nacht.
Die sitzende Frau aber spräche erzürnt.

Während die Schnitter tiefgebückt draußen werken,
blieb die Frau auf der Tenne. Am Pfosten
lehnt sie, vom großen reifen Bauche erschöpft,
und behält sie im Auge. Ein bitteres
Lächeln voll Ungeduld auf dem abgezehrten
Gesicht; im Halse würgt sie ein Ruf,
der die Schnitter nicht mehr erreicht.
Sonne schlägt auf die Tenne und auf die geröteten
Augen, die blinzeln. Eine purpurne Wolke verschleiert die von gelben
Garben bedeckte Stoppel. Schwankend,
die Hand auf dem Leib, geht die Frau ins Haus.

Weiber durcheilen erregt die verlassenen Zimmer,
nur ein Wink leitet sie, nur ein Auge,

das ihnen vom Bett aus folgt. Das große Fenster,
das Alleen umschließt, Hügel, den großen Himmel,
läßt Gesumm ein, drin alles mitschwingt.
Die Frau mit dem blassen Gesicht preßt unter den Wehen die Lippen,
lauscht ungeduldig und reckt sich.
Eilfertig dienen die Weiber.

AUGUSTMOND

Jenseits der gelben Hügel ist das Meer,
jenseits der Wolken. Aber schreckliche Tage
voll welliggetürmter Hügel, die in den Himmel knistern,
legen sich vor das Meer. Der Ölbaum da oben steht
bei der magern Zisterne, die für kein Spiegelbild reicht,
und die Stoppeln, Stoppeln, die nirgends enden.

Und der Mond geht auf. Der Mann liegt ausgestreckt
in einem Feld, den Schädel von Sonne gespalten –
ein junges Weib kann einen Leichnam nicht
wie einen Sack ziehn –. Aufgeht der Mond, wirft ein wenig Schatten
unters knorrige Astwerk. Die Frau im Schatten
bricht in verstörtes Grinsen aus, vor dem Blutgesicht,
das jede Falte des Hügels überschwemmt und versteint.
Weder der Leichnam im Feld noch die Frau im Schatten
regen sich. Doch das blutige Aug scheint
jemandem zuzublinzeln und eine Straße zu weisen.

Lange Schauer kommen über die nackten Hügel,
fernher, und an den Schultern fühlt sie die Frau,
wie früher, als sie durchs Kornmeer liefen.
Sie fahren auch in die Äste des Ölbaums,
verloren steht er im Meer von Mondlicht, und schon
scheint der Schatten des Baums sich zu ballen,
um auch sie zu verschlingen.

Sie stürzt hinaus, in den mondweißen Schrecken,
und der Wind saust ihr nach durch die Steine,
und der schmale Schatten beißt ihr in die Fersen,
und im Schoße der Schmerz. Zurück in das Dunkel

kehrt sie gebückt und wirft sich auf die Steine und beißt in die Lippen.
Unten näßt sich die Erde dunkel mit Blut.

Aber die windige Nacht, die Nacht voller Klarheit,
nur von Erinnrung gestreift, ist vergangen
und schon Erinnrung. Ein staunendes Schweigen,
selbst aus Laub gebildet und Nichts. Und nichts bleibt
von jener Zeit dort hinterm Gedenken als bloßer
Hauch des Erinnerns.
Manchmal, tagsüber
im unbewegten Licht des Sommertags kehrt es
wieder, dies vergangene Staunen.
Durchs leere Fenster
sah das Kind die Nacht in den frischen
schwarzen Hügeln und staunte, wie sie sich häuften:
unbewegt, schwebend und blank. Zwischen den Blättern,
die im Finsteren rauschten, erschienen die Hügel,
und alles Gewohnte des Tags, die Grate,
Pflanzen und Weinberge waren klar und erstorben,
und das Leben war ein andres, aus Wind, aus Himmel
und aus Blättern und Nichts.
Manchmal kehrt
in die reglose Stille des Tags zurück die Erinnrung
an jenes versunkene Leben im staunenden Licht.

BEGEGNUNG

Diese rauhen Hügel, die meinen Körper bildeten
und ihn noch immer durchzittern bei mancher Erinnerung,
haben das Wunder von jener mir offenbart,
die nicht weiß, daß ich sie lebe und nicht verstehe.

Eines Abends bin ich ihr begegnet: eine klarere Stelle
unter den vagen Sternen im Sommerdunst.
Ringsum war der Duft dieser Hügel,
tiefer als der Schatten, und miteinmal tönte
eine Stimme, als käm' sie aus diesen Hügeln,
rein und hart zugleich, Stimme verlorener Zeiten.

Manchmal sehe ich sie und sie blickt mich an,
klar umrissen, unveränderlich, wie eine Erinnerung.
Nie hab ich vermocht, sie festzuhalten: immer entgeht mir
ihre Wirklichkeit und trägt mich ins Weite.
Weiß ich, ob sie schön ist? Ganz jung scheint sie unter den Frauen:
denk ich an sie, überkommt mich eine ferne Erinnrung der Kindheit,
die ich in diesen Hügeln verlebte,
so jung ist sie. Und wie der Morgen. Ihr Auge spiegelt mir
alle die fernen Himmel jener vergangenen Morgen,
entschlossen und fest blickt aus ihnen: das strahlendste Licht,
das je die Dämmerung trug über diese Hügel.

Ich schuf sie mir aus dem Grund aller Dinge,
die mir am liebsten sind, und ich kann sie nicht fassen.

Ein heller Garten zwischen niedrigen Mauern,
aus trockenem Gras und Licht, der seine Erde
bedächtig kocht. Ein Licht ist's, das nach Meer schmeckt.
Du atmest jenes Gras. Berührst das Haar
und schüttelst die Erinnrung draus.
Viele Früchte
sah ich fallen, süße, auf vertrautes Gras
mit weichem Fall. So bebst auch du
beim Schlag des Blutes. Du wendest das Haupt,
als ob ein Wunder die Luft rings erhellte,
und dies Wunder bist du. Gleicher Saft und Duft
in deinen Augen und im warmen Erinnern.
Und du lauschst.
Die Worte, die du hörst, berühren dich kaum.
Im ruhigen Antlitz steht ein klarer
Gedanke, der das Meerlicht um die Schulter
dir legt. Im Antlitz hast du eine Stille,
die das Herz beschwert mit weichem Fall,
und uralter Kummer tropft aus ihr,
wie der Früchte Saft, die damals fielen.

BEKLEMMUNG

Durch die Straßen werd ich bummeln bis ich todmüde bin,
allein werd ich zu leben wissen und jedem,
der vorübergeht, in die Augen schaun und dennoch die gleiche bleiben.
Diese steigende Kühle, die mir die Adern aushorcht,
ist ein Erwachen, wahr, wie ich's nie erlebte,
an keinem Morgen: doch fühl ich mich stärker
als mein Körper, und ein kühlerer Schauder begleitet den Morgen.

Lange ist's her, daß ich zwanzig war.
Und morgen, einundzwanzig: morgen geh ich die Straße hinaus,
jeden Stein, jeden Streifen Himmel weiß ich noch.
Von morgen an werden die Leute mich wieder sehen,
wohlauf zu Fuß, und ich kann mich beim Stillstehn wieder
in den Schaufenstern spiegeln. An den Morgen von damals
war ich jung und ich wußt' es nicht, noch wußt' ich,
daß ich da vorbeiging – Frau und Herrin
ihrer selbst. Das magere Mädchen,
das ich war, erwachte aus einem jahrlangen Weinen:
nun ist's, als hätt ich niemals geweint.

Und nur nach Farben verlangt mich. Die Farben weinen nicht,
wie ein Erwachen sind sie: morgen werden die Farben
wiederkommen. Alle gehn auf die Straße, jeder Körper
eine Farbe – sogar die Kinder.
Dieser Körper, in leichtes Rot gekleidet,
wird nach der langen Blöße wieder sein Leben finden,
und um mich werd ich die gleitenden Blicke fühlen
und meiner bewußt sein: selber mich mit einem Blick
in der Menge finden. Jeden neuen Morgen
will ich die Straßen hinausgehn und die Farben suchen.

Vor Abend steigen die Mädchen ins Wasser,
wenn das Meer erlischt und sich hinlegt. Im Wald
bebt jedes Blatt, während sie sacht auftauchen
überm Sand und ans Ufer sich setzen. Der Meerschaum
treibt im laufenden Wellensaum seine ruhlosen Spiele.

Die Mädchen ängsten sich vor den Algen
unter den Wellen, die Beine und Schultern und alles Nackte
des Körpers umgreifen. Sie steigen eilig ans Ufer,
beim Namen sich rufend, und halten Umschau.
Auch die Schatten am Meergrund, im Dunkeln, sind gewaltig
und bewegen sich vage, wie angezogen
von den vorübergleitenden Körpern. Der Wald
ist eine stille Zuflucht im Sinken der Sonne,
stiller noch als der Kies, doch den dunkeln Mädchen gefällt es,
draußen im Offnen zu sitzen mit dem gerafften Tuche.

Lässig, das Tuch um die Beine gezogen,
schaun sie aufs Meer, das wie eine Wiese
ausgebreitet im Dämmer liegt. Wagte wohl eine jetzt,
nackt sich ins Gras zu strecken? Vom Meere
sprängen die Algen hoch, die die Füße streifen,
um den zitternden Leib zu packen und zu umschlingen.
Augen sind im Meer, die manchmal aufleuchten.

Unbekannt war jene Fremde, die nackt und allein
nachts im Dunkel schwamm beim wechselnden Monde
und verschwand. Nie kehrte sie wieder.
Groß war sie und wohl von so blendendem Weiß,
daß die Augen vom Meergrund sie fanden.

DEOLAS GEDANKEN

Deola sitzt den Morgen im Café
und niemand schaut sie an. Zu dieser frühen Stunde
läuft alles in die Stadt unter der milden Sonne.
Selbst sie erwartet niemanden und raucht, in Frieden
den Morgen atmend. Solang sie in der ›Pension‹ war,
mußte sie schlafen zu dieser Zeit,
um wieder Kräfte zu sammeln: die Bettdecke
beschmutzten mit ihrem Schuhwerk Soldaten und Arbeiter, Kunden,
die das Kreuz ermüden. Doch wenn man sich selbständig macht,
ist das anders: feinere Arbeit bietet sich, mühelose.
Der Herr von gestern, der früh sie weckte,
hat sie geküßt und zum Bahnhof mitgenommen
(wenn ich könnte, Liebling, bliebe ich mit dir
in Turin) und ließ sich von ihr gute Reise wünschen.

Etwas betäubt noch, aber frisch ist
heute Deola, frei zu sein macht ihr Spaß
und ihre Milch zu trinken und Brioches zu essen. Heutmorgen
ist sie fast eine Dame, und, schaut sie auf die Passanten,
so nur, um nicht Langweil zu spüren.
In der ›Pension‹ schläft man zu dieser Stunde, es stinkt,
weil alles zu ist,
– die Padrona geht spazieren – blöde, wer drin bleibt.
Gut aussehn muß man, um die Abendrunde
in den Lokalen zu machen, und in der ›Pension‹
geht, mit dreißig Jahren, flöten, was von der Schönheit noch blieb.

Deola sitzt, das Profil einem Spiegel
zugekehrt, und beäugt sich. Ein bißchen bleich im Gesicht:
am Rauch allein liegt es nicht. Sie senkt die Brauen.
Wille wie Marì sollte man haben,

es in der ›Pension‹ auszuhalten (denn, meine Gute, die Männer
kommen hierher, um die Launen loszuwerden,
die ihnen weder Ehefrau noch Geliebte vertreiben) und Marì war
unermüdlich, blendend in Form und gesund.
Die Passanten vor dem Café lenken Deola nicht ab,
die nur abends arbeitet in ihrem Lokal und bei Musik.
Sie erobert langsam, den Blick eines Gastes suchend oder
seinen Fuß. Ihr gefallen Orchester, die sie in Szene heben:
Schauspielerin im Abenteuer mit einem reichen Jungen.
Ein Klient jeden Abend genügt ihr,
um zu leben. (Der Herr von gestern hätte mich am Ende
wirklich mitgenommen). Allein sein, des Morgens, je nach Bedürfnis,
und im Café sitzen. Niemanden suchen.

ATAVISMUS

Kühler atmend, verborgen hinter den Läden,
späht der Knabe hinaus. Durch den hellen Spalt
schimmern sonnig die Kiesel. Niemand geht auf der Straße.
Der Knabe möchte hinaus, so nackt
– die Straße ist für alle – und in der Sonne ertrinken.

In der Stadt geht das nicht. Auf dem Land schon eher,
hinge nicht überm Kopf die Tiefe des Himmels,
die entmutigt und ängstigt. Gras kitzelt kühl die Sohlen,
und die reglosen Pflanzen
starren, und Stämme und Strauch sind strenge Augen
für einen schwachen, blassen Körper, der zittert.
Selbst das Gras ist fremd und fühlt sich widerlich an.

Leer die Straße. Käme jemand vorüber,
wagte der Knabe im Dunkel ihn genau zu betrachten
und zu denken, daß jeder einen Körper versteckt.
Aber da kommt ein Pferd mit glänzenden Muskeln,
und es dröhnen die Kiesel. Vorüber geht es,
hemmungslos nackt in der Sonne: inmitten der Straße.
So stark und braun möchte der Knabe sein und er würde
sogar jenen Wagen ziehn und er dürfte sich zeigen.
Wer einen Körper hat, sollte ihn nicht verstecken. Dem Knaben
scheint ungewiß, ob jeder auch wirklich
einen Körper hat. Der runzlige Alte,
der heute morgen vorbeiging, kann keinen so blassen,
traurigen Körper haben, kann nichts haben,
das so elend macht. Nicht einmal die Erwachsnen
oder die Frauen, die die Brust ihrem Kinde reichen,
sind nackt. Nur Knaben haben
einen Körper. Kaum wagt der Knabe im Dunkel

sich zu betrachten, doch weiß er genau,
daß es nötig ist, in die Sonne zu tauchen
und an die Blicke des Himmels sich zu gewöhnen,
um Mann zu werden.

GRAPPA IM SEPTEMBER

Klar und verlassen gehn die Morgen hin
an den Ufern des Flusses, der sich früh umnebelt
und, die Sonne erwartend, in dunkleres Grün fällt.
Der Tabak, den sie im letzten, noch feuchten
Hause verkaufen, am Rand der Wiesen,
hat schwärzliche Farbe, starken Geschmack, und himmelblau
ist sein Rauch. Auch Grappa führen sie, wasserhelle.

Ein Augenblick kommt, da alles stillsteht
und reift. Unbewegt in der Ferne die Pflanzen
und aus dunklerem Stoff. Ein Stoß genügte,
niederfielen ihre versteckten Früchte. Die Wolken
haben reifes Fleisch. Fern, an den Straßen,
reift in der matten Himmelswärme jedes Haus.

Nur Frauen sind sichtbar zu dieser Stunde. Frauen
rauchen und trinken nicht, stehn bloß still an der Sonne
und lassen sich wärmen, als wären sie Früchte.
Wie Grappa trinkt sich die nebelrauhe Luft nur in kleinen
Schlucken. In seinem Geruche schwimmt jedes Ding.
Auch das Wasser des Flusses hat die Ufer getrunken,
weicht sie auf am Grunde, im Himmel. Die Straßen
sind wie die Frauen, sie reifen reglos.

Zu dieser Stunde sollte jeder anhalten
auf seiner Straße und zuschaun, wie alles reift.
Auch eine Brise weht, die keine Wolke bewegt,
aber den bläulichen Rauch sacht leitet,
ohne ihn aufzureißen: ein neuer Geruch, der vorbeizieht.
Und der Tabak, ganz von Grappa durchdrungen. So kommt es,
daß nicht allein die Frauen den Morgen genießen.

An Leo

Immer ins Leere versinkt das Fenster,
das aufs Pflaster schaut. Überm Kopf hingegen das Sommerblau
scheint viel ruhiger, und eine Wolke steigt auf.
Hier zeigt sich niemand. Und wir hocken am Boden.

Der Kollege – er stinkt – der neben mir auf der offnen
Straße sitzt, unbeweglich, legte die Hosen ab. Ich den Pullover.
Kalt ist der Stein, und der Kollege genießt's
besser als ich, der ihm zuschaut. Vorbei geht niemand.
Eine helle Frau steht plötzlich im Fenster.
Sie roch wohl den Gestank und schaut uns zu,
Schon ist der Kolleg auf den Füßen und starrt.
Einen Bart hat er, der Kollege, von den Beinen ans Kinn,
der die Hosen ersetzt, und aus den Löchern
des Pullovers keimt. Ein Bart, der an sich schon genügte.
Durch jenes Fenster ist der Kollege ins Dunkel gesprungen,
und die Frau ist verschwunden. Ich wende die Augen
auf den handfesten Streifen Himmel: nackt auch er.

Weil ich keinen Bart hab, stink ich nicht. Der Stein durchfriert
meinen nackten Rücken, den die Frauen schätzen,
weil er glatt ist: gibt's etwas, das den Frauen
nicht gefällt? Aber Frauen gehn keine vorüber. Dafür die Hündin,
von einem Hund verfolgt, der wohl vom Regen naß ist,
so stinkt er. Die glatte Wolke am Himmel
schaut unbeweglich: einem Blatthaufen gleicht sie.
Der Kollege kam wohl heut auf die Rechnung.
Wer nackt ist, wird gut von den Frauen behandelt.
Endlich erscheint im Winkel ein Strolch, der raucht.

Aalbeine hat auch er, einen Igelkopf,
harte Haut: die Frauen werden ihn eines Tags
ausziehen wollen und beschnuppern, ob er angenehm stinkt.
Wie er da ist, halt ich den Fuß vor. Gleich hockt er nieder,
und ich frag um einen Stummel. Wir rauchen in Stille.

LEBENSREGEL

Die Arbeit beginnt vor Tag. Wir aber fangen
schon vor der Dämmerung an, uns selbst zu begegnen
in den Leuten, die auf der Straße vorbeigehn.
Jedem fällt ein, daß er allein ist und schläfrig,
wenn er die andern sieht, die spärlich vorbeigehn,
jeder döst vor sich hin und weiß nur zu gut,
daß ihm der Tag bald die Augen aufreißt.
Kommt der Morgen, starren wir benommen
auf die Arbeit, die nun beginnen soll.
Aber wir sind nicht mehr allein und keinen mehr schläfert
und in Ruhe denken wir die Gedanken des Tages,
bis wir darüber lächeln. Mit der wiederkehrenden Sonne
kommt Gewißheit, doch unversehens
steigt uns manchmal ein vager Gedanke, ein schräges Lachen auf,
und wir schaun wieder drein wie vor Tag.
Die helle Stadt nimmt teil an der Arbeit und am Lachen.
Den Morgen bringt nichts aus der Ruhe. Alles
kann geschehn, und es genügt, von der Arbeit den Kopf zu heben
und zu schauen. Entlaufene Buben,
schlendern untätig die Straße hinab, und einige
laufen. Das Laub der Alleen streut Schatten
auf das Pflaster, und nichts als das Gras fehlt
zwischen den Häusern, die unbewegt zuschaun.
Am Flußufer, unter der Sonne, ziehen viele sich aus.
Die Stadt erlaubt uns, den Kopf zu heben,
um dran zu denken, sie weiß, daß wir ihn bald wieder senken.

DER KÄRRNER

Das Kreischen des Karrens erschüttert die Straße.
Kein einsameres Bett für den, der im Frühlicht
ausgestreckt ruht und dem Dunkel nachträumt.
Unterm Karren erlosch – der Himmel sagt es –
die Laterne, die Tag und Nacht schaukelt.

Mit dem Karren zieht laue Wärme der Kneipe,
Wärme gepreßter Brüste, klarer Nacht und zufriedner
Müdigkeit ohne Erwachen. Im Schlaf
geht mit dem Karren schon waches Erinnern
heiserer Worte, dem Morgen verschwiegen.
Die Glut des lebendigen Feuers im Herd
erneut sich im Körper, er fühlt den Tag.

Das Kreischen des Karrens, dumpfer geworden,
hat oben fern, vom lastenden Himmel
einen Streifen aus kaltem Lichte gelöst.
Dort glüht das Gestrige wieder auf.
Dort ist dies Heute vertraute Wärme,
ist Herberge, Einkehr, Gebrumm rauher Stimmen,
Müdigkeit. Auf dem offenen Platz wird er sein.
Jene Augen werden sein Blut aufrütteln.

Auch die Säcke rütteln im trägen Dämmer
den Liegenden, der sie drückt und die Augen
in den offenen Himmel hält. Der Himmel geht zu –
die Erinnrung klammert sich an die Säcke.
Die Erinnrung versinkt im Schatten von gestern,
wo der Herd aufglüht und die Flamme hüpft.

DIE STIMME

Wie die Luft schließt sich täglich die Stille des einsamen Zimmers
überm leichten Fluß der Gebärden. Jeden Tag
öffnet das schmale Fenster sich reglos der schweigenden Luft.
Die rauhe und sanfte Stimme kehrt nicht zurück in die kühle Stille.

Aufgeht die reglose Luft wie der Atem
eines Sprechenden, doch sie schweigt. Jeden Tag ist's dieselbe.
Auch die Stimme ist dieselbe und bricht nicht das Schweigen,
rauh, und im starren Erinnern
unverändert. Das lichte Fenster begleitet
mit seinem sachten Beben die Stille von einst.

Jede Gebärde durchschüttert die Stille von einst.
Tönte die Stimme jetzt, käme zurück der Schmerz.
In der verwunderten Luft kehrten wieder die Gebärden und Worte,
Worte fände die leise Stimme.
Tönte die Stimme jetzt, würd' auch das leichte
Beben der immerwährenden Stille zu Schmerz.

Die Gebärden des vergeblichen Schmerzes
kehrten zurück und durchschütterten alle Dinge im Summen der Zeit.
Doch die Stimme kehrt nicht zurück, das ferne Sausen
Weht die Erinnerung nicht auf. Das reglose
Licht zittert kühl. Im Erinnern von einst
schweigt für immer die Stille, rauh und ergeben.

DIE BESOFFENE ALTE

Auch der Alten gefällt's, in der Sonne zu liegen
und die Arme zu öffnen. Die schwere Glut
drückt auf das kleine Gesicht, wie auf die Erde.

Von allem, was brennt und verbrennt, bleibt nur die Sonne.
Diese Gebeine, die braun unterm Kleide sich recken,
wurden vom Manne verbraucht, verraten vom Weine,
doch die gespaltene Erde summt wie eine Flamme. Unnötig
Worte, unnötig Bedauern. Der flimmernde Tag kehrt zurück,
da auch der Körper jung war und glühender noch als die Sonne.

Im Erinnern steigen die Hügel auf, jung und lebendig
wie jener Leib, und der Blick des Mannes
und die Herbe des Weins kehren wieder, ein banges Verlangen:
Feuer zuckte im Blut wie das Grün im Grase. Über Reben und Wegen
wird die Erinnerung Fleisch. Geschlossenen Auges, reglos,
genießt die Alte den Himmel mit dem Körper von einst.

In der rissigen Erde schlägt ein gesünderes Herz,
wie eines Manns oder Vaters kraftvolle Brust:
daran preßt sich die runzlige Wange. Auch der Vater,
auch der Mann sind verratene Tote. Auch in ihnen
hat das Fleisch sich verbraucht. Nicht das Feuer der Lenden,
nicht die Herbheit des Weins weckt sie je wieder auf.
Durch die offenen Reben summt herb und süß
die Stimme der Sonne im Glast, als bebte
die Luft. Rings zittert das Gras.
Das Gras ist jung wie die Glut der Sonne.
Jung sind die Toten in der Erinnerung.

LANDSCHAFT VIII

Abends im Hauche des Windes heben
die Erinnerungen ihr Antlitz und hören dem Fluß zu. Wieder ist es
im Dunkel das Wasser der toten Jahre.

Aus der Stille des Dunkels quillt ein Plätschern,
wo Stimmen gehn und fernes Gelächter. Die wirren Laute
begleitet ein Schimmer aus Sonne,
hellen Ufern und Blicken. Ein Sommer von Stimmen.
Und jedes Gesicht hält wie eine reife
Frucht den vergangenen Schmerz.

Jeder Blick, der umkehrt, bewahrt den Geschmack von Gras
und von sonnedurchtränkten Dingen, die abends am Strande
liegen, bewahrt einen Hauch des Meers.
Wie ein nächtliches Meer ist dieser unsichere Schatten
uralter Ängste und Schauer, der sacht den Himmel streift
und wiederkehrt jeden Abend. Die toten Stimmen
sind verwandt jener Brandung.

Seine Banda soll ich hören! und er nahm mich mit. In einen Winkel
setzt er sich, greift nach der Klarinette. Ein Höllenspektakel beginnt.
Draußen wütender Wind und zwischen den Lampen des Regens
Klatschen, so wild, daß das Licht alle fünf Minuten
aussetzt. Im Dunkel spielen vor Eifer verzerrte Gesichter
auswendig einen Schlager. Energisch hält
der arme Freund alle zusammen. Die Klarinette
schraubt sich, bricht durch den Lärm, fällt ein und tobt
wie eine einsame Seele in plötzlicher Stille.

Dies arme Messing wird zu häufig mißhandelt:
Bauernhände drücken die Tasten,
und die sturen Gesichter schaun selten auf.
Elendes, müdes Blut, vom Schuften erschöpft,
stöhnt aus den Noten, und nur mit Mühe
führt sie der Freund, dessen Hände hart sind vom Hammer,
vom Hobelstoß, vom Kampfe ums Dasein.

Einmal hatte er Gefährten, und erst dreißig ist er.
Ein Nachkriegskind, aufgewachsen im Hunger.
Auch er kam, Verdienst zu suchen,
nach Turin, und Ungerechtigkeit fand er. Er lernte
in den Fabriken ohne ein Lächeln schuften, lernte
an der eigenen Mühsal den Hunger der andern messen,
und Ungleichheit fand er überall. Er suchte Frieden,
ging schläfrig bei Nacht durch die endlosen Straßen,
doch nur tausendfach sah er Laternen strahlen
auf Bosheit: heisere Frauen, Betrunkne, taumelnde Fratzen.
In einem Winter war er gekommen, zwischen Scheinwerfern
und Rauchfetzen,

und er begriff, was Arbeit war; als hartes Menschengeschick
nahm er sie an. Daß sie alle Menschen
so annähmen, und gerecht wär die Welt! Doch er sorgte
für Genossen. Lange Reden ertrug er,
mußte geduldig zuhören und das Ende erwarten. Für Genossen
sorgte er: Familien in jedem Block
und rings um die Stadt. Das Gesicht der Welt
war von ihnen bedeckt. Alle fühlten
genug Verzweiflung, um die Welt zu besiegen.
Er spielt hart heut abend, obschon er die Banda
Mann für Mann ausgebildet. Weder aufs Rauschen des Regens
noch aufs Licht gibt er acht. Das ernste Gesicht
hält einen Schmerz fest, beißt auf das Mundstück.
Diese Augen sah ich an ihm eines Abends,
als wir bei einem verlöschenden Lichte wachten
mit dem Bruder allein, der um zehn Jahre
trauriger war als er. Der Bruder studierte
an einer unbrauchbaren Drehbank eigner Erfindung.
Und mein armer Freund klagte das Schicksal an,
das sie an Hobel und Hammer bindet, um zwei
unerwünschte Alte zu ernähren.
Auf einmal schrie er,
nicht am Schicksal liege es, wenn die Welt leide,
wenn das Sonnenlicht einem Flüche entreiße:
sondern am schuldigen Menschen.
Wenigstens fortgehen können,
frei den Hunger fühlen, Nein sagen zu einem Leben,
das Liebe und Ehrfurcht,
das die Familie, das Stückchen Erde zum Vorwand nimmt,
um uns die Hände zu binden!

EINE GENERATION

Ein Knabe kam, in den Wiesen zu spielen,
wo heut die Straßen sich hinziehn. In den Wiesen fand er
andre barfüßige Buben, und er hüpfte vor Freude.
Schön war's, mit ihnen die Schuhe im Gras auszuziehn.
Eines Abends hallten Schüsse aus fernen Lichtern
in der Stadt, und der angstvolle Wind trug Geschrei.
Alle schwiegen. Die Hügel streuten auf windgepeitschte
Hänge Lichtkörner aus. Die dunkelnde Nacht
ließ schließlich alles erlöschen,
und im Schlafe blieb nur die Kühle des Windes.

Am Morgen darauf lungern die Knaben wieder umher,
und keiner entsinnt sich des Geschreis. Im Gefängnis
sind Arbeiter stumm, und einige sind schon tot.
In den Straßen wurden die Blutlachen zugedeckt.
Fern, in der Sonne, erwacht die Stadt,
und die Leute gehen aus und schauen sich ins Gesicht.
An das Dunkel der Wiesen dachten die Knaben und schauten
ins Gesicht den Frauen. Doch selbst die Frauen
sagen kein Wort und ließen's geschehn.
An das Dunkel der Wiesen dachten die Knaben,
kleine Mädchen kamen dorthin. Schön war's, die Mädchen im Dunkel
weinen zu machen. Und die Knaben waren wir.
Tagsüber gefiel uns die Stadt, doch am Abend galt es zu schweigen,
die Wetter von fern zu schauen und den Rufen zu lauschen.

Noch gehn Knaben dort in die Wiesen spielen,
wo die Straßen sich treffen. Und die Nacht ist dieselbe.
Im Vorübergehn riecht man das Gras.
Im Gefängnis sitzen die gleichen. Und wie damals
sind Frauen da, haben Kinder und schweigen.

Kommen wird der Tag, da ein Mensch sein wird der junge Gott,
ohne Kummer, mit dem toten Lächeln des Mannes,
der verstanden hat. Auch die Sonne geht fernhin
über errötende Küsten. Kommen wird der Tag,
da der Gott nicht mehr weiß, wo die Küsten von damals waren.

Eines Morgens erwacht man, und der Sommer ist tot,
in den Augen tobt noch die Strahlung von gestern
und in den Ohren das Brausen der blutgewordenen
Sonne. Verändert sind die Farben der Welt. Nicht mehr
reicht das Gebirg in den Himmel, die Wolken
ballen sich nicht mehr wie Früchte; durchs Wasser
schimmert kein Kiesel mehr. Eines Menschen Leib
neigt sich nachdenklich dort, wo ein Gott Atem holte.

Zu Ende die große Sonne, der Geruch der Erde,
und die freie Straße, bunt von Menschen bevölkert,
die den Tod nicht kannten. Man stirbt nicht im Sommer.
Wenn aber einer verschwand, war das der junge Gott,
der für alle lebte ohne Wissen vom Tode.
Über ihm war die Trauer nur ein Wolkenschatten,
und seinen Schritt fühlte staunend die Erde. Jetzt lastet
Müdigkeit schwer auf allen Gliedern des Menschen
ohne Schmerz: die müde Ruhe der Dämmerung
vor einem Regentag. Die verdunkelten Küsten
kennen den Jüngling nicht, einst genügte ihnen, daß er sie ansah.
Auch das Luftmeer lebt nicht wieder auf im Windhauch.
Ergeben beugt sich der Mund des Menschen
zu einem Lächeln über die Erde.

DAS PARADIES AUF DEN DÄCHERN

Ein stiller Tag wird es sein aus kaltem Licht,
wie junge oder sterbende Sonne, und Glas
wird die schmutzige Luft vom Himmel ausschließen.

Eines Morgens wird man erwachen, einmal für immer,
in der Wärme des letzten Schlafs: der Schatten
wird sein wie die Wärme. Durchs weite Fenster
wird ein weiterer Himmel das Zimmer füllen.
Von der Treppe, einmal für immer bestiegen,
werden nicht Stimmen mehr kommen, noch tote Gesichter.

Das Bett wird man nicht mehr verlassen müssen.
Nur die Frühe wird treten ins leere Zimmer.
Das Fenster genügt, jedes Ding in ein stilles
Leuchten zu kleiden, beinahe ein Licht.
Das Fenster genügt, jedes Ding zu kleiden.
Erinnerung wird zu Schattengeflock,
wie alte Kohlenglut im Kamin
verborgen. Erinnerung wird die Flamme sein,
die gestern noch stach ins erloschene Auge.

VATERSCHAFT

Einsamer Mann vor dem unnützen Meer,
den Abend erwartend und wieder den Morgen.
Da spielen die Kinder, doch wünscht der Mann, selber
ein Kind zu haben und es spielen zu sehn.
Große Wolken bauen ein Schloß auf dem Wasser,
das jeden Tag zerfällt und ersteht und den Kindern
die Gesichter färbt. Immer wird hier das Meer sein.

Der Morgen verwundet. Über diesen feuchten Strand
streicht die Sonne, an Netze und Steine geklammert.
Hinaus in die trübe Sonne tritt der Mann und wandert
meerentlang, achtet nicht auf die feuchten Schäume,
die sich ans Ufer wälzen und keinen Frieden finden.
Zu dieser Stunde dösen die Kinder noch
in milder Bettwärme. Zu dieser Stunde
döst im Bett eine Frau und gäbe sich hin,
wäre sie nicht allein. Träg entkleidet der Mann sich,
nackt wie die ferne Frau, und steigt hinab ins Meer.

Dann, in der Nacht, die das Meer auslöscht, hört man die große
Leere unter den Sternen. Die Kinder
in den geröteten Häusern fallen jetzt aus dem Schlaf,
und eines weint. Der Mann, vom Warten ermüdet,
blickt zu den Sternen auf, die nichts hören.
Frauen entkleiden jetzt wohl ein Kindchen,
schläfern es ein. Und im Bette klammert
eine sich an den Mann. Durch das schwarze Fenster
dringt ein heiserer Seufzer und keiner lauscht ihm,
außer dem Mann, der die Ödnis des Meers kennt.

Du weißt die Hügel nicht,
wo das Blut rann.
Alle flohen wir,
alle warfen wir weg
Waffe und Namen. Ein Weib
sah uns fliehen.
Nur einer von uns stand
still mit geballter Faust,
sah den leeren Himmel,
neigte das Haupt und starb
schweigend unter der Mauer.
Jetzt ist er ein blutiger Fetzen
und sein Name. Ein Weib
wartet unter den Hügeln.

Wir Feiglinge aber,
die den flüsternden
Abend liebten, die Häuser,
die Wege am Fluß,
die roten und schmutzigen Lichter
jener Orte, den Schmerz
gestillt und besänftigt –
wir rissen die Hände
aus der lebenden Kette
und schwiegen, aber im Herzen
schreckte das Blut auf,
keine Sänftigung blieb,
kein Abschiednehmen
auf den Wegen am Fluß –
– keine Sklaven mehr, wußten
wir uns allein und lebendig.

Die Erde bist du und der Tod.
Deine Jahrzeit ist das Dunkel
und die Stille. Ferner lebt
nichts der Morgenröte.

Willst du erwachen,
bist du ganz Schmerz;
in den Augen, im Blut
trägst du ihn, fühllos,
lebst wie ein Stein,
wie die harte Erde.
Träume kleiden dich,
schluchzende, unbewußte. Der Schmerz
bebt und umschließt dich
wie Wasser eines Sees.
Alle läßt du dahingehn,
bist die Erde und der Tod.

Kommen wird der Tod und deine Augen haben –
dieser Tod, der dich begleitet
vom Morgen bis zum Abend, schlaflos,
taub wie uralte Reue
oder unsinniges Laster. Deine Augen
werden ein vergebliches Wort sein,
ein stummer Schrei, ein Schweigen.
So siehst du sie jeden Morgen,
wenn du im Spiegel dich einsam
über dich selbst neigst. O liebe Hoffnung,
an jenem Tage wissen auch wir,
daß du das Leben, daß du das Nichts bist.

Für alle hat der Tod einen Blick.
Kommen wird der Tod und deine Augen haben.
Wie das Ablegen eines Lasters wird es sein,
als tauchte im Spiegel vor uns
ein totes Gesicht wieder auf,
als lauschten wir einer verschlossenen Lippe.
Stumm werden wir in den Abgrund steigen.

Der einsame Mann hört die ruhige Stimme
mit halb geschlossenem Blick, als glitte ein Atem
übers Gesicht ihm, ein befreundeter Atem,
der, kaum glaubhaft, steigt aus vergangener Zeit.

Der einsame Mann hört die uralte Stimme,
die vor der Zeit seine Väter hörten, heiter
und gesammelt, eine Stimme, die abends
tiefer wird, wie das Grün der Tümpel und Hügel.

Der einsame Mann weiß eine Schattenstimme,
sanft liebkosend, die aus dem ruhigen Tönen
eines verborgenen Quells steigt, und er trinkt sie mit Andacht,
zu die Augen, als tönte sie aus der Ferne.

Jene Stimme ist es, die einst den Vater
seines Vaters anhielt, und jeden des vergangnen Geschlechts.
Eine Frauenstimme, die heimlich
auf der Hausschwelle tönt, wenn das Dämmer einfällt.

ÜBER DIE PIAZZA DI SPAGNA WERDE ICH GEHEN

Ein klarer Himmel wird sein.
Die Straßen werden sich öffnen
auf den Hügel der Pinien und Steine.
Das Getümmel der Straßen
wird jene unbewegliche Luft nicht trüben.
Die farbsprühenden Blumen der Brunnen
werden blinzeln
wie belustigte Frauen. Die Treppen,
Terrassen, die Schwalben
werden im Sonnenlicht singen,
schwirrend wird schlagen das Herz
wie die Wasser der Brunnen –
dies wird die Stimme sein,
die deine Treppen ersteigt.
Die Fenster kennen den frühen
Ruch von Gestein und Luft.
Eine Tür wird aufgehn.
Das Getümmel der Straßen
wird sein des Herzens
Aufruhr im bleichen Licht.

Du wirst es sein – wirklich und hell.

Klar und verlassen
gehen die Morgen hin.
So taten einst
deine Augen sich auf. Langsam
verstrich der Morgen, ein Abgrund
unbeweglichen Lichts. Er schwieg.
Du Lebendige schwiegst, unter deinen
Augen lebten die Dinge
(kein Bangen, kein Fieber, kein Schatten)
klar wie ein Morgenmeer.

Wo bist du, Licht, es ist Morgen.
Leben und Dinge warst du,
und wir atmeten wach
in dir unterm Himmel,
der noch in uns ist.
Ohne Schmerz, ohne Fieber,
ohne den schweren Schatten des grausam
drängenden Tags. O Licht,
ferne Klarheit, angstvolles Atmen,
richte die unbewegten,
klaren Augen auf uns!
Dunkel vergeht der Morgen
ohne das Licht deiner Augen.

Auch die Nacht ist dir ähnlich,
die ferne Nacht, die schweigend
weint im tiefen Herzen,
und müde gehn die Sterne.
Wange rührt an Wange –
ein kalter Schauder ist's, jemand
schrickt auf und fleht dich an, verlassen,
in dir verloren, in deinem Fieber.

Die Nacht seufzt und sehnt sich ins Licht,
armes zuckendes Herz.
O verschlossenes Antlitz, finstere Angst, Fieber,
das die Sterne betrübt,
jemand wie du harrt dem Lichte entgegen,
forscht still in deinem Gesicht.
Unter die Nacht gestreckt, liegst du
wie ein verschlossener, toter
Horizont, zuckendes armes Herz;
an einem fernen Tag
warst du Frühlicht.

INHALT

Die Meere des Südens 9
Ahnen 13
Gott-Geißbock 15
Der Sohn der Witwe 17
Augustmond 19
Die Nacht 21
Begegnung 22
Sommer 23
Beklemmung 24
Leidenschaftliche Frauen 25
Deolas Gedanken 26
Atavismus 28
Grappa im September 30
Autoren-Porträt / An Leo 31
Lebensregel 33
Der Kärrner 34
Die Stimme 35
Die besoffene Alte 36
Landschaft VIII 37
Papier-Raucher 38
Eine Generation 40
Mythe 41
Das Paradies auf den Dächern 42
Vaterschaft 43
Du weißt die Hügel nicht ... 44
Wir Feiglinge aber, ... 45
Die Erde bist du und der Tod ... 46
Kommen wird der Tod ... 47
Das Haus 48
Über die Piazza di Spagna ... 49
Klar und verlassen 50
The night you slept 51

42,6cm × 39,9cm

821 D

VI d 5.50

Die Gedichte von Cesare Pavese sind in Italien in zwei Bänden erschienen: »Lavorare stanca« (»Arbeiten macht müde«) und »Verrà la morte e avrà i tuoi occhi« (»Der Tod wird kommen und wird deine Augen haben«). Dieser zweite, nach dem Tode des Dichters erschienene Band enthält ferner den Zyklus »La terra e la morte« (»Die Erde und der Tod«).
Für den hier vorliegenden deutschen Auswahlband hat der Herausgeber und Übersetzer Urs Oberlin aus den 92 Gedichten der italienischen Ausgaben 32 Gedichte sorgsam ausgesucht. Die Gedichte des Bandes *Lavorare stanca* sind vorwiegend breit erzählende Gedichte. Von der Begegnung mit dem Vetter, einem unruhigen Vaganten, wird berichtet, von schwerer bäuerlicher Arbeit der Vorfahren, Pan erscheint im Gott-Geißbock, fiebriges Geheimnis der ländlichen Sommernacht, junge Frauen, die Witwe, der Wechsel von Tag und Nacht und die vor Abend badenden Mädchen.
Aber auch die Stadt ist in diesen Gedichten: die tötende Hitze der Stadt, die Knaben, die Arbeit, das Kreischen des Karrens, der Klarinettenspieler. Das sind beileibe keine sanften Idyllen, das ist keine gefällige und eingängige Sprache. Das hat einen harten, oft schwerfälligen Rhythmus, da ist – das Thema Paveses – Verlorenheit, Alleinsein im Dunkel, Angst und Erinnerung.
Stärker noch kommt das in den letzten Gedichten (aus dem Band *Verrà la morte*) zum Ausdruck, die, strenger in der Form, reifer und resignierter zugleich sind. Nacht und Tod werden direkter nun benannt, unmittelbarer beschworen, aber gleichsam projiziert in ein Gegenüber, das die Züge jener geheimnisvollen Frauengestalt trägt, von der die letzten Seiten des Tagebuches mehrfach berichten. »Du« und »wir« heißt es jetzt. Und das »wir« wird umspannt von der hemmungslosen Todessehnsucht des Dichters Cesare Pavese: »Stumm werden wir in den Abgrund steigen.«